Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 72 (1992)
Heft: 12

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

«Allgemeine Aussicht über die Bundesrepublik im Schweizer Land»

Zu Johannes von Müllers Frühwerk über schweizerische Geschichte

Unterfangen in Sturm und Drang

Im Mai 1773 führte die Jahresversammlung der *Helvetischen Gesellschaft* in Schinznach-Bad den einundzwanzigjährigen Schaffhauser Bürgersohn *Johannes Müller* und den sieben Jahre älteren Berner Aristokraten *Karl Viktor von Bonstetten* erstmals an der Tafelrunde zusammen. Aus der Begegnung erwuchs eine lebenslange Freundschaft. Über sie unterrichtet ein breitangelegter, zeit- und geistesgeschichtlich aussergewöhnlich engagierter Briefwechsel, der auch Persönliches und Gefühle durchaus im Ton des Sturm und Drang bekennt. Der Arbeit von *Doris* und *Peter Walser-Wilhelm* an der Herausgabe dieses Briefwechsels erst verdanken wir die Kenntnis des Werkes, von dem die Rede ist, sowohl in seiner vollendeten französischen wie der unvollendeten deutschen Fassung. Die beiden Forscher entdeckten Ende 1987 bei der Suche nach Müllerschen Manuskripten in der Stadtbibliothek Schaffhausen Einzelblätter, Beilagen zu einem Brief Müllers an Bonstetten, in dem er seinem Freund am 6. Mai 1776 *«Das erste Kapitel. Idee des Werks»*, eben der *«Allgemeinen Aussicht»* mitteilte. Ausgehend von diesem Fund gelang den Herausgebern Schritt für Schritt die «Rückgewinnung» des nun erst veröffentlichten deutschen und französischen Werkes[1].

Ziel und Inhalt der *«Allgemeinen Aussicht»* bedürfen, sollen sie voll erkannt und gerecht gewürdigt werden, durchaus der Mitlektüre der das Werk betreffenden Briefe. Sie erschliessen Absicht und Plan Müllers und sind in lobenswerter Systematik als Anhänge der Ausgabe mitgegeben. Die Absicht des jungen Historikers war es keineswegs, eine Ereignisgeschichte seines Vaterlandes zu schreiben, vielmehr, wie er denn selber in jenen Jahren auch für sich eine politische Laufbahn nicht ausschloss, in einem politischen Buch anhand der Taten der Vorfahren und ihrer Schicksale den Regenten seiner Zeit, die aus der Geschichte zu lernen hätten, den möglichen Untergang der Eidgenossenschaft glaubhaft zu machen. Ihre letzte Kapitulation mit Frankreich im Jahre 1777 bewog ihn angesichts der Erstarrung der *«Bundesrepublik»* zur Sentenz: *«Nicht in seiner Unveränderbarkeit besteht die Güte eines Regiments, es muss, indem es zu seiner Zeit ein Land glücklich macht, demselben noch eine glücklichere Verfassung bereiten, welche einst aus seiner Asche sich ergeben kann.»*

Der Jüngling, als der sich Müller in den Jahren, da er sich mit dem Plan des Werkes auseinandersetzt, selber sieht, ist kein Revolutionär. Er will politisch – pädagogisch und reformerisch wirken, dies aber mit der ganzen Leidenschaft, die den Schinznachern eigen war und die

er in seinem Vaterland weithin vermisste. *«In kleinen Staaten ersterben grosse Gedanken aus Mangel an grossen Leidenschaften»* – so gleich zu Beginn der Vorrede, die in ihrem idealistischen Pathos denjenigen besingt, der *«grosse Dinge liebt»*, daher in der Menge einsam bleibt, aber dabei sich *«kühn in seinen Planen (...), sonderbar in den gewöhnlichen Handlungen des Lebens»* erweisen wird. *«Alle grossen Männer wird er lieben, in der Meinung, sie würden seine Bemühungen gebilligt haben; er wird stolz werden auf ihren Ruhm, denn in ihnen erkennt er seine wahrhaften Altvordern.»* Gemeint mit den Einsamen, die der Menge das Grosse und Edle vor Augen führen, sind, so zählt er unter anderen auf, *Cicero, Gustav Adolf, Tacitus,* Männer des Wortes also ebenso wie Männer der Tat. Und nichts weniger erstrebt er für sich selber, als mit seinem Werk vor eben diesen bestehen zu können. Man wird von ihm nicht *«Demut fodern»* dürfen, den die Begierde eines *«unsterblichen Namens beseelt»*.

Das Ziel des Werkes ist also nicht Wegweisung zur Gesundung des Vaterlandes allein, sondern auch der eigene höhere Ruhm. Viele Briefe an Bonstetten erhellen die gegenseitige Bedingtheit der zweifachen Wirkenssehnsucht: nur wer mit dem Wort aufrüttelnd schliesslich *«Hochachtung, Zutrauen und Freundschaft»* erkämpft, darf auch auf Früchte in der Verbesserung der politischen Zustände hoffen.

Müller erhebt den ungemeinen Anspruch an sein Wirken, sein Schicksal, im Geist einer gebildeten Schicht des ausgehenden Aufklärungsjahrhunderts, deren Freiheitsverständnis und -sehnsucht mit der bald auftrumpfenden *«égalité»* noch kaum etwas zu tun hatte. Zu dieser Elite gehörend, kehrt er nach einer bereits erstaunlichen Lebensleistung von der Universität Göttingen zurück. Als Zwanzigjähriger besteht er nun das theologische Staatsexamen, wird Professor für griechische Sprache am Collegium Humanitatis, veröffentlicht seine lateinische Abhandlung *«Bellum Cimbrium»*, beginnt die Zusammenarbeit mit andern Gelehrten für eine Quellensammlung zur Schweizer Geschichte und lehnt im nächsten Jahr die Berufung zum Rektor des berühmten Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin ab. Die Enge der Vaterstadt erträgt er indessen nicht mehr, und dank Bonstetten und von ihm dazu ermuntert macht er gegen den Vater sein Recht auf Freiheit zu persönlicher Entfaltung geltend. Er verwirft damit freilich keineswegs die Notwendigkeit der natürlichen Bande für die menschliche Gesellschaft. Freiheit und Tugend, so will es die Ideenwelt seinesgleichen, bedingen einander, so im Leben der einzelnen wie der Völker. Sein Werk soll erweisen, dass die Gesetze, welche dem Volk die Freiheit garantieren, nicht populistisch inauguriert und gesichert werden können, sondern in den Händen einer aufgeklärten, *«grossmüthigen»*, ums öffentliche Wohl zeitgemäss besorgten Aristokratie ruhen müssen.

Der Stürmer und Dränger aus dem Bürgerstand Schaffhausen findet im Berner Aristokraten den Freund, der ihm, wie wohl gleicher Generation, zum restlos vertrauten, gedanklich mitgehenden, anspornenden, gelegentlich zu sprachlicher Zurückhaltung mahnenden Mentor wird. Er ist es, der ihm den Weg nach Genf weist in eine geistige und menschliche Umgebung, die beiden das Marode der Zeit erträglich macht und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht ersterben lässt. Ihm bekennt er, als Bonstetten sich verheiratet, in unüber-

hörbarer, aber unbegründeter Sorge, den Freund nun zu verlieren, im schwärmerischen Überschwang der Zeit: *«Ja, mein Bonstetten; ich bin Ihr, Sie sind mein. Ich liebe Sie, wie man mehr nicht als Einen Menschen in der Welt lieben kann. Die andern liebe ich insofern sie Ihnen gleichen. (...) Meine Hauptbegierde ist nun, die gute Meinung Ihrer Freündin zu erhalten. Sprechen Sie Ihr von Ihrem Müller, predigen Sie mich Ihr; sagen Sie Ihr, dass, da Sie meines Freünds ist, ich Ihr eigen sey.»*

Bonstetten kommt denn auch manch Verdienst am Stil von Müllers *«Allgemeiner Aussicht»* zu. Er billigt nicht nur die politisch pädagogische Absicht des Historikers, sondern erwartet von ihm, durchaus dem gleichen Ziel verpflichtet, einen neuen Ton, anders als der *«Unertragliche»* der Schweizer Geschichten aus seinem Berner Umkreis. *«Ich wäre geneigt zu glauben die Geschichte selbst seye uninteressant, weil sie ein gewebe der geschichten hundert kleiner Fürsten und gemeinden ist. Allein Uninteressant kan keine geschichte seyn, nur in gemeinen, engen kopfen wird sie klein.»* So schliesst er denn diesen Brief vom 9. November 1774 an Müller mit der Bitte, die zugleich Ermunterung sein musste: (...); *unsere Schweizer Historien sind wie die kupfer des hinkenden Botts, wo menschen gross wie Berge sind, und also Berge klein wie menschen. Schreiben sie mir doch etwas uber die moglichkeit, die Schweizer Geschichte interessant zu schreiben».*

Sechs Tage darauf liest Bonstetten in der Antwort aus Genf: *«Hier der Plan meiner helvetischen Geschichte».* Der endgültige war es freilich nicht, denn erst am 29. April 1776 erhielt der Mentor in Bern den Freudenruf Müllers: *«Endlich geniesse ich der Götterlust der Composition. Ich beschreibe den Anfang der ewigen Confoederation.»*

Das Buch und sein Geist

Nach mehrjähriger Vorbereitung, eifrigstem Quellenstudium – *«4–5 Stunden taglich Schweizerhistorie: weniger nicht, denn warlich ich darf nicht schlafen wenn ich dis Werk zu rechter Zeit vollenden will»* – und klärender Korrespondenz vor allem mit Bonstetten, aber auch mit *Johann Heinrich Füssli, Peter Ochs* und anderen, entstehen innert etwa Jahresfrist 1776/77 die französische Fassung in einem Zug, die deutsche nach einer teilweisen Überarbeitung, worüber der Anhang der Ausgabe in sorgfältiger Auswahl der Dokumente ebenfalls berichtet.

Nicht einfach Geschichte zu erzählen, sondern *«über Geschichte schreiben»*, nimmt sich, wie wir sahen, der Autor vor, und zwar zu Belehrung der *«Regenten»*. Er sammelt also keine *«Facta sondern Maximen»* als Grundlage für seine Darstellung der *«Dinge aus dem rechten Augpunct»*. Das hilft ihm, wie er sagt, zwar wohl, dass die *«Begriffe bestimt und der Styl simpel und edel werden»*. Aber wichtiger ist ihm das erworbene historische Wissen als Material zu Bildung persönlicher, höchsteigenständiger und oft durchaus eigenwilliger Urteile und ihrer Kondensierung zu knappen Sentenzen von grosser gedanklicher Geschlossenheit und sprachlicher Kraft. Es kam dabei allerdings weniger auf historische Genauigkeit des vermittelten Faktischen an, als auf dessen Eignung für den höheren Zweck der politischpädagogischen Wirkung. Bewirkt werden soll Besinnung auf die Quellen der Kraft, aus der die *«Bundesrepublik»* entstand, auf die Gründe ihrer Verderbnis und den

Weg zur Wiedergeburt sozusagen des goldenen Zeitalters der Eidgenossenschaft. Dass keine Gelegenheit versäumt wird, die Belehrung mit sich anbietenden Beispielen aus der Antike zu stützen, versteht sich für den Historiker des 18. Jahrhunderts, ist doch die Erinnerung an Sparta und Lykurg ein noch um runde zwei Jahrtausende ehrwürdiger und damit gewichtigerer Beleg als die an das Rütli und die drei Eidgenossen. Und wäre dem Autor die Sagenhaftigkeit beider Geschichten bekannt gewesen, sie hätten ihm als Gleichnis nicht minderen Dienst geleistet: *«Die Sitten erhalten die Gesetze, aber gute Gesetze bilden gute Sitten. Sparta vor Lycurgus war eine lasterhafte Stadt.»*

Die Tugend war es dann auch, die den alten Schweizern den Weg *«aus der Barbarey»* wies, und jeder Kanton habe *«einen alten Ruhm zu behaupten»*. So erfahren wir aus rund hundert Kapiteln, wie die Orte aus Tugend und Einsicht, aus Mässigung und Gesetzestreue zur Bundesrepublik zusammengefunden, deren föderalistisches Wesen jedem Stand das ihm sozusagen Naturgemässe bewahren hilft, ihn aber nicht weniger dazu verpflichtet, eben dies Eigene zum Nutzen des Ganzen einzubringen. Stand um Stand wird dabei die ihm zukommende Würdigung zuteil, und mit der Laudatio wird ihm sozusagen gleich die ihm angemessene Funktion in der Föderation zugewiesen. Zu Beginn des sechzehnten Kapitels des Dritten Buches, das von der *«Zunahme der Bundesrepublik»* nach der Festigung des Dreiländerbundes handelt, erhalten so die Urschweiz, Bern und Zürich in äusserster Knappheit ihren Spruch: *«Die drey Länder sind alles der Freyheit schuldig, Bern ist alles seiner Politik und seinen Waffen schuldig, Zürich dem Handel und den Künsten des Friedens. Aus diesem Grunde herrscht in den drey Ländern die Democratie, zu Bern die Aristocratie, und zu Zürich ist die Verfassung aus Beiden vermischt.» Die Erzählungen über den Weg der Orte in die gegenseitigen Bündnisse sind wiederum gleichsam die Tafeln, aus denen die je besondere Lehre leuchtet, die uns das «exemplum docet».* Im Fall Luzern etwa – der Autor gewichtet das Faktum historisch untadelig –, da die schwierige Verbindung der drei Länder mit der ersten Stadt zu bewerten ist, vernehmen wir die Warnung: *«Wann die Volksregierungen die Aristokratien zerstören, wann der Adel die demokratischen Verfassungen unterdrüken wollte, so wäre das der Untergang der Bundesrepublik»*, wobei er nicht unterlässt, den Zusammenschluss um den See mit der Zusatzfeststellung zu beschliessen, die Macht der vier Orte bestehe in ihrer Einigkeit, und die Stadt zu ermahnen: *«... die Waffen der Aristokratie sind die Mässigung und die Gerechtigkeit»*. Müller gerät die Belehrung immer wieder zur holzschnittartigen Sentenz im hohen Ton seiner Zeit. Um zu ihr zu gelangen, die ja doch der Nuancen entraten muss und überdies die Ehre der Altvordern möglichst ohne Makel verkünden soll, darf dem edlen Zweck wohl auch das Opfer der Ausgewogenheit des historischen Urteils gebracht werden. Welch mutige Parteilichkeit, den folgenschweren Überfall der Schwyzer am Dreikönigstag 1314 auf das Kloster Einsiedeln als Rachehandlung zu erklären, von der in den alten Tälern *«niemand begrif, dass sie unerlaubt sein könnte...»*

Wenn indessen *«die Bundesrepublik durch Herrschsucht in ihren Grundsäulen erschüttert»* wird, verträgt, wo zu Frieden und Gerechtigkeit zu mahnen ist, das Urteil keine Beschönigungen mehr. Der Augenblick kam mit den Er-

oberungen des Aargaus und dem Streit um das Toggenburger Erbe, dem Alten Zürichkrieg. Mit dessen Ausbruch schliesst die *«Allgemeine Aussicht»*.

Dem Geist des Buches stimmte Bonstetten allezeit von Herzen zu. Er und Müller trafen sich in der Sorge aller Mitglieder der Schinznacherrunde ob der Verkrustung der staatlichen Strukturen in den eidgenössischen Orten, ob ihrer aussenpolitischen Unentschlossenheit, der Blindheit gegenüber den sich ankündigenden Veränderungen in Europa. Beide aber halten sie nichts von Rousseauschen Ideen, und Müller versichert am 27. Februar 1777 dem Freund: *«Du wirst mich niemals sehen, Aufruhr lehren, wie die Franzosen thun; noch die Religion stürmen ...»*, und kurz zuvor: *«Je mehr ich alles überdenke, desto eifriger entscheide ich mich zu Gunst der Aristokratien.»* Müllers Jugendwerk hat nicht seinesgleichen, ist ganz Ausdruck seiner Persönlichkeit, die geistesgeschichtlich zu fixieren differenzierendes Urteil erheischt. Seine *«antidemokratische»* Haltung widerspricht weithin dem philosophischen Zeitgeist der Aufklärung, wie der Autor denn überhaupt den Philosophen, nicht zuletzt den antiken, politisches Misstrauen entgegenbringt. Nicht die Philosophen hätten die Polis in Athen und Rom in deren grosser Zeit gross gemacht, sondern die *«Schultheissen»*, unter denen er als hervorstechenden Vertreter *Themistokles* rühmt. Aber dennoch ist Müller ein Mann der Aufklärung, die ja nicht zuletzt auch von der Aristokratie Förderung erfahren durfte. Der betont praktische Zug der Aufklärung, ihr starkes Interesse für Moral, ihr lebhafter Reformdrang, der die gesellschaftliche Ordnung nach den Normen der Vernunft und Freiheit umgestalten wollte, tritt uns aus den sentenzenhaften Urteilen, dem freimütigen Raisonnement und in der brieflichen Auseinandersetzung mit Bonstetten immer entgegen. Müllers Fortschrittsglaube ist der Glaube an die Rekonstituierung eines *«goldenen Zeitalters»* der Eidgenossenschaft, das es nie gab.

Ein köstliches Vermächtnis

Dennoch bedeutet Johannes von Müllers Frühwerk für die Historiker aller Sparten ein köstliches Vermächtnis als Dokument einer schwärmerischen Freundschaft in einer Zeit, da eine geistige Elite das kraftlos dahinsiechende Vaterland in idealistischem Elan zu retten sich zutrauen wollte. Nicht ohne Selbstzweifel immerhin, was Müller betrifft, der am 28. März 1776, also zu Beginn der Niederschrift des Werks seinem Freund bekennt: *«Ich erschreke, mein Freünd, wann ich im 25sten Jahr in jene Laufbahn trete, auf welcher im alten Rom, im neüen Italien, in Frankreich und England so grosse Männer ihre unsterblichen Lorbeere gesammelt haben; ich sehe ihre Schatten aufmerken, ob ich würdig sey unter ihnen meinen Platz einzunehmen; ich stehe vor dem unerbittlichen Gericht der Nachwelt, welche mich mit jenen in Parallel sezen wird und Infamie und Unsterblichen Namen unpartheyisch zuerkennt; ich fürchte die Schatten unsrer Altvordern möchten mich in meiner Nachtruhe verfolgen, wenn ich ihnen nicht Gerechtigkeit widerfahren lasse; ...»*

Müller ist in seiner Heimat und zu seiner Zeit nicht zu anerkannter Grösse gelangt, die er erträumte. Im Reich draussen indessen fehlte dem Geschichtsschreiber nichts zu höchstem Ruhm, den ihm auch Goethe nicht vorenthielt. Müller hätten noch die Jahrzehnte der Restauration, ja die erste Re-

generationszeit beschieden sein können, die Zeit, da denn auch für ihn die Frage der Volksfreiheit sich anders und schärfer gestellt hätte als in der Schinznacher Tafelrunde. Damals aber hielt er nach eigenem Zeugnis das *«Büchermachen»* auch in Absicht, Form und Ton der *«Allgemeinen Aussicht»* für gefährlich – wohl der Hauptgrund, weshalb sie ungedruckt blieb, bis sie sich uns nun zum Feierjahr von 1991 als eines der sinnigsten Jubiläumsgeschenke an die geistige Schweiz präsentiert.

Das Buch ist aber auch köstliches Vermächtnis eines Sprachmeisters seiner Zeit, dem Bonstetten, in seinen Randbemerkungen zu den ihm laufend zugehenden Manuskripten durchaus auch Kritik übend, höchstes Lob zollt. Es sprudelt aus seinem Mund in der Fremdsprache Deutsch in ungehemmtem Überschwang: *«Stil, Plan, Grundlichkeit alle schonen Tugenden glanzen auf diesem vortrefflichen Werk, u wurden sie auch das dumste Zeug darschwazen, so wurde eine Schreibart u eine Imagination wie die ihrige den schlechtesten Stoff zum schazbarsten Kleinod machen.»* Müllers Französisch zeichnet sich von diesem Deutsch durch Sicherheit im Vokabular und Eleganz des Stils aus. Seine Muttersprache indessen bereitet uns unendliches Lesevergnügen, wenn wir bereit sind, fern vom kritischen Urteil über den aussichtslosen Reformer uns dem grossartigen, echten Pathos zu ergeben, das der Zeit gehört. Johannes von Müller hat ihren Gedanken und Gefühlen die Sprache des *poeta laureatus* geschenkt. Hören wir sie zum Schluss noch einmal in ihrer Kraft und Klarheit: *«Fürsten welche ihre Staaten wie Pachtungen verwalten, bereiten Sie zu einem langsamen Absterben oder zu einer schnellen Eroberung; sie selbst kommen ohne allen Ruhm auf die Nachwelt. Da nichts weniger Geist erfordert als die Kunst der Unterdrükung, so wird sie oft von den kleinsten Herren in ihrer Volkomenheit ausgeübet.»*

Eine höchst lobenswerte Leistung haben schliesslich die Herausgeber erbracht. Die Mühsal der Forscherarbeit, die Aufbereitung der Manuskripte in beiden Sprachen, die Wohlüberlegtheit der Begleitmaterialsammlung in der deutschen Sprache, der Briefwechsel also vor allem, die verschiedenen Fassungen der Müllerschen Erzählung der Tellsage, die Register und schliesslich die besonders für die Fachleute instruktiven Nachweise über Inhalt und Standort der Manuskripte verdienen hohe Anerkennung, in die auch der Verlag für die geschmackvolle Gestaltung der Bücher einbezogen sei.

Alfred Wyser

[1] Johann Müller (Johannes von Müller) 1752–1809, allgemeine Aussicht über die Bundesrepublik im Schweizer Land, deutsche Fassung 1776–1777, Erstausgabe, nach den Handschriften herausgegeben und eingeleitet von Doris und Peter Walser-Wilhelm, Ammann-Verlag, Zürich 1991 / Jean Muller (Jean de Muller) 1752–1809, vue Générale de la Républic Fédérative des Suisses, version Française 1776–1777, première édition, publiée d'après les manuscrits par Doris et Peter Walser-Wilhelm, Verlag Ammann, Zürich 1991.

Gesundung und Untergang

Zu Markus Werner: «Bis bald»

Er hat einiges mit den Hauptfiguren der vorangegangenen Bücher von *Markus Werner* gemein, Lorenz Hatt, der Ich-Erzähler aus Werners viertem Roman: Wie sie fühlt er sich fremd in der Wirklichkeit, unfähig, mit den alltäglichen und besonderen Widrigkeiten der Welt zurechtzukommen, die ihm wie ihnen *«unhaltbar»* vorkommt. Darüberhinaus aber scheint Hatt *«das Organ zu fehlen, das mich ein Ende fassen lässt als Ende»*. Diese besondere Eigenschaft ist ein Dreh- und Angelpunkt dieses Buches. *«Es ist mir nie gelungen, Städte, Hügelzüge oder Menschen mit einem Schlussblick anzuschauen»*, sagt Hatt, *«mein Herz sagt immer nur: Bis bald»*.

«Bis bald» heisst das neue Buch Markus Werners, das im Juli erschienen ist und bereits im August in Deutschland in die Bestenliste des Südwestfunks gewählt wurde[1].

In vielen, immer wieder unterbrochenen Zusammenkünften erzählt darin der Denkmalpfleger Hatt einem namenlos bleibenden Freund seine Kranken- und Lebensgeschichte, berichtet von seinem ersten Herzinfarkt, den er bei einer Tunesienreise erlitten hatte, vom anschliessenden Kuraufenthalt und vom wenige Monate später eingetretenen Zweitinfarkt. Nun sitzt er, auf ein Spenderherz wartend, in seiner Wohnung. Als ihm die Ärzte in Aussicht gestellt hatten, dass ihn nur noch eine Transplantation ‹retten› könne, hatte er nicht gezögert.

Werner verschränkt Hatts Themen geschickt; die akuten Auswirkungen der Krankheit dienen dem Unterbrechen des Monologes und dem Wechsel der Zeitebenen, manchmal innerhalb eines Satzes: *«Da stand ich, um alles Ungewisse abzuschütteln, ruckartig auf, und jetzt musst du mich entschuldigen, die Nasensonde ist fällig, zwölf Atemzüge aus der Flasche sind geboten. Moment.»*

Momentane Gefühle wecken Erinnerungen, diese wiederum zwingen zur Auseinandersetzung mit der aktuellen Situation: *«Ich habe einen jungen Mann gekannt, der vor Jahren Sulawesi bereiste und nie mehr zurückkam, zuerst für verschollen, dann amtlich für tot erklärt wurde, und das Schicksal und einsame Ende dieses mir keineswegs nahestehenden Menschen beschäftigt mich auf den heutigen Tag so stark, dass ich, wenn ich daran denke, von Panik und Grauen befallen werde und ein so heftiges Erbarmen spüre, wie ich es nicht einmal beim Sterben meines Kindes spürte, denn das Kind hatte in unseren Armen sterben können, während der junge Mann zum Polartod verurteilt gewesen war. Ich dachte also in dieser tunesischen Toilette an Regina, weil sie für mich, auch lange nach der Trennung, für Heimat stand, für etwas Heimatähnliches auf jeden Fall, sie war der Mensch, dessen Nähe und Beistand ich mir damals gewünscht hätte und manchmal auch heute noch wünsche, wenn ich mich frage, wer mich begleiten könnte, falls das Geschick ein eigentliches Sterben für mich vorsieht und nicht den Überraschungstod, der keiner Begleitung bedarf und mir trotz seines guten Rufs auch nicht angenehm ist.»*

Werner erzählt Hatts Geschichte sachlich und genau, seine Prosa ist nie geschwätzig oder larmoyant. Auch nicht, wenn es – wie oft in diesem Buch

– um Abschied und Tod geht, um das Sterben seines kleinen Sohnes etwa oder um die Trennung von seiner Frau. Aber eigentlich ist ja Hatts ganzes Erzählen ein Abschiednehmen, der Versuch, das eigene Ende zu fassen, denn die Aussicht auf ein geeignetes Spenderherz ist gering und ein Kunstherz eine schlechte Alternative.

Distanz zu dem eigentlich bedrängenden Thema des Buches schaffen Werners schon aus den früheren Büchern bekannter humorvoller Stil, seine subtile Sprachlust und Situationskomik sowie seine ironischen Kommentare – etwa zu den Verhältnissen in der Schweiz oder zum Verhältnis der Geschlechter. Eine erstaunliche Leichtigkeit geht aus von diesem Buch, das ganz nebenbei auch von der Liebe handelt, vom Warten – und vom Erzählen.

Als Todkranker erfährt Hatt über sich selbst, was er bereits aus seiner Ehe kennt, dass nämlich *«Fremdheit ausgerechnet im intimen Umgang (...) spürbar»* wird. Sein Erzählen aber und seine Erzählhaltung, die *«das Ich nicht fallen»* lässt, tragen dazu bei, die Fremdheit zu überwinden. Einem Freund gegenüber hat er diese Erzählhaltung einmal als *«denkmalpflegerische Leistung»* verteidigt. Erzählen birgt aber auch eine Gefahr: Mit der erzählenden Wiederholung des Erlebten drohen Hatt seine ursprünglichen Gefühle unwirklich, seine Geschichte selbst unwahr zu werden. Seine Erzählhaltung widersteht dieser Gefahr, sie zwingt ihn, genau zu sein, nicht wie früher weitgehend fraglos zu leben und nur die deutlich störenden Gefühle wahrzunehmen. Sein Erzählen wird zur Selbsterkundung, in deren Verlauf Hatt in sich anscheinend – Werner ist klug genug, eine solche Möglichkeit nur anzudeuten – sogar das Organ entdeckt, das ihm scheinbar gefehlt hat. Deshalb wohl kann er, am Ende seiner Erzählung *«angekommen»*, auf die vorgesehene Transplantation verzichten.

Indem Werner seinen Protagonisten über das Erzählen reflektieren lässt, legt er seine eigene Poetologie dar, die er deutlich von postmoderen Erzähltheorien abhebt. Was Werner da schreibt, ist das, was der streitbare Freund Hatts als *«prinzipiell verlogen und veraltet»* verwirft. *«Ihm gingen diese Helden, die so taten, als hätten sie Gesicht, Geschichte und Kontur, ganz einfach auf den Wekker, genau wie die Verfasser selbst, die, statt den Ich-Schwund thematisch und formal zu reflektieren, das alte Ich hochleben liessen (...)»*, so referiert Hatt den Freund und erkennt dessen Lieblingsansicht, dass man nur noch *«programmierte Puppen, erstarrte Schatten und leere, austauschbare Futterale»* sehe beim Anblick der Business-Class-Passagiere auf dem Rückflug aus Tunesien, zwar an, setzt jedoch seine Einschätzungen solch *«veralteten»* Erzählens als *«Akt des Widerstands»* dagegen: *«(...) jede denkmalpflegerische Leistung ist auch ein Akt des Widerstands»*.

Markus Werner scheint mit seinem Protagonisten die Möglichkeit eines praktischen und wirksamen *«Erzählens als Enttöten»* im Sinn zu haben, wie *Volker Klotz* es für Boccaccios *«Decamerone»* oder die *«Märchen aus Tausendundeiner Nacht»* konstatiert hat. Hatt jedenfalls erinnert an Scheherezade, wenn er sagt: *«Zuweilen glaube ich, dass mir, solange ich erzähle, nichts widerfahren kann. Ich aberglaube es. Ich fürchte mich darum ein wenig, anzukommen, und habe keine Eile, obwohl ich andererseits auch wieder glaube oder aberglaube, dass ich der Rettung mit jedem Satz ein Stücklein näherrücke, mich sozusagen an sie heranerzähle, was der geduldig*

wartende Gevatter (...) vielleicht nicht ahnt.»

Was für eine *«Rettung»* das sein könnte, auf die da hinerzählt wird, verdeutlicht Werner auf raffinierte Weise mit Hilfe einer Geschichte in der Geschichte, die den Widerspruch zwischen dem nahenden Tod und der Hoffnung auf eine *«Rettung»* spiegelt. In der Mitte des Romans beginnt Hatt ein mittelalterliches Versepos nachzuerzählen, in dem eine Jungfrau sich für den sterbenskranken Ritter zu opfern anschickt. *«Ihr könntet (...) sehr wohl genesen, und trotzdem seid Ihr unheilbar»*, sagt darin der beste aller Ärzte dem Ritter. Von diesem Widerspruch, *«Genesung und Untergang zugleich»*, erzählt Hatt.

Gerade weil Werner die Auflösbarkeit dieses Widerspruchs nicht behauptet, sondern es bei erzählerisch wohlmotivierten Andeutungen belässt, gelingt ihm mit dem zugleich unspektaktulären und grossartigen Roman *«Bis bald»* dies Paradoxon – ein Stichwort, das in seinem letzten Buch *«Die kalte Schulter»* bestimmt wurde als *«etwas augenscheinlich Widerspruchsvolles, das doch einen Sinn hat»*.

Axel Ruckaberle

[1] Markus Werner: Bis bald. Residenz Verlag, Salzburg 1992

Apollo und Dionysos im Clinch

Zu Christoph Geiser: «Das Gefängnis der Wünsche»

Auf dem Titelblatt steht: *«Das Gefängnis der Wünsche. Roman»*.[1] Die Unsitte, Prosabücher von über hundertfünfzig Seiten unbesehen mit dieser Gattungsbezeichnung zu versehen, hat ihre Grenzen. Was *Christoph Geiser* nach längerer Pause vorlegt, ist ein wichtiges, in seinem Vorsatz konsequentes und in der Durchführung radikales Werk; ob es ein Roman sei, darf man mit Gründen bezweifeln. Oder sollte man etwa nicht daran festhalten, dass dieser Begriff für eine im weitesten Sinne epische Gattung vorbehalten bleibt? Geisers Prosa aber erzählt nicht, sondern besteht in fordernden Fragen, sie provoziert, greift an und nähert sich stellenweise dem Stil expressionistischer Lyrik. Auf Seite 11 ist knapp beschrieben, von welcher Beschaffenheit dieser Text ist: *«Du erregst dich. Ein Erguss von Wörtern, im Flüsteron geschrien – ohne Atem, unhörbar: ein Endlosband.»*

Da es im *«Gefängnis der Wünsche»* um den Wettstreit zweier Lebenshaltungen geht, personifiziert in derjenigen Goethes und derjenigen des Marquis de Sade, erinnert das Buch an die vergessene Gattung der Totengespräche, eine dialogische Form, in der sich abgeschiedene Geister, die sich zu Lebzeiten nie getroffen haben, harte Rededuelle liefern. Aber auch das träfe nicht auf das zu, was hier vorliegt. Denn die Auseinandersetzung findet allein im Bewusstsein des Autors statt, es ist die Auseinandersetzung seiner Goethe-Rezeption mit seiner Sade-Rezeption. Genau genommen besteht das Buch aus den Fragen des Schriftstellers Christoph Geiser

an diese beiden Antipoden, wie er sie sieht. Seine Befindlichkeit, seine Gegenwart, seine Triebverfallenheit setzt er gegen Goethes Humanitätsideal und vergleicht sie mit de Sades grenzenloser, orgiastischer Lust am Quälen. Die Spannung, nein der Kampf auf Leben und Tod zwischen Geist und Körper, zwischen Ordnung und Chaos, sittlicher Norm und rasender Leidenschaft wird in erregter und erregender Sprache ausgetragen.

Dass der Wortstreit scheinbar verschiedene Schauplätze hat, ist kein Zeichen für separate Handlungsstränge. Der Szenenwechsel erfolgt zudem so unvermittelt und beliebig, wie es nur in der Vorstellungskraft, in der Abfolge von Assoziationen, Erinnerungen und momentanen Impressionen möglich ist. Paris oder Weimar, das Schloss Lacoste in der Provence oder Berlin nach dem Fall der Mauer, die Bastille, in deren Kerker de Sade schmachtet, oder Buchenwald mit Stacheldraht und Folterkeller sind Erscheinungsformen des einen Kerkers im Kopf, in dem Wünsche und Begierden, Phantasien der Lust und der Gewalt eingeschlossen sind. *«Und eingesperrt – in die Gebärmutter der Vernunft»*, heisst es einmal, wo davon die Rede ist, wie die freie Natur gezähmt, das Tier domestiziert, das *«Mammutbäumchen auf Zimmergrösse reduziert»* ist. Der niemals endende Kampf zwischen Geist und Körper, die Rebellion des Fleisches gegen die Herrschaft der Vernunft, bringt Bilder und Szenen hervor und hat Mittel und Signet zugleich in der Guillotine, die den Kopf vom Rumpf trennt.

*

Eine Inszenierung im Kopf des Autors also, brennende, quälende und betörende Gegenwart, kein Schauspiel, dem man gelassen folgen könnte, sondern Lust und Qual, in die der Leser einbezogen oder von der er zurückgestossen wird. Beides kommt vor, und dies nicht nur an den Stellen, an denen Sadismus und homoerotische Lust auf Defizite des deutschen Wortschatzes stossen und sich selbst ein so sprachsensibler Schriftsteller wie Christoph Geiser mit den Einsilblern des Latrinenjargons begnügen muss, mit *«Arsch»* und *«Schwanz»*. Die Impressionen, die er aus der Apollo-City-Sauna in Berlin, einem Schwulentreff, in sein Buch einbaut, kippen leicht in unfreiwillige Komik ab. Zudem treibt ihn seine Obsession auch als Autor, an diesem Ort etwas gar lange zu verweilen, zu lange, als dass die Funktion dieser düsteren Szenen im Kontext seines *«Kopfkinos»* gewahrt würde. Seine Inszenierung gilt aber dem Thema Sex und Gewalt, gilt der Lust, die der Humanität Hohn lacht, der geilen Begierde, die Besitz ergreift und über Leichen geht. Das Thema ist so alt wie die Geschichte. Die Mythologie kennt es, die Antike hat im Widersteit des Apollinischen mit dem Dionysischen ihren Ausdruck dafür. Das Leben, das grausam, zerstörerisch, zwanghaft und unheimlich ist, durchbricht immer wieder die Dammbauten der Kultur. Daraus hat sich eine Ästhetik der Grausamkeit entwickelt, nicht nur bei *Marquis de Sade*, bei *Rimbaud* und *Verlaine*, bei *Hans Henny Jahnn*, bei *Genet* und *Pasolini*. In diese Reihe stellt sich auch Christoph Geiser. Der Rückgriff auf die Geschichte übrigens ist bei ihm nicht neu. Sein letztes Buch, *«Das geheime Fieber»*, das vor fünf Jahren erschien, spiegelt seine psycho-sexuellen Erfahrungen und Phantasien in den Bildern Caravaggios. Schon da ist die vermischende Erzählweise, die Erzählgegenwart und historische Zeit ineinanderschiebt, voll ausgebildet.

In seinem neuen Werk, zu dem er in einer Nachbemerkung schreibt, er sei mit den historischen Fakten frei und selektiv umgegangen, bezeugt die Liste der benützten Literatur im Anhang den Umfang seiner Recherchen über die beiden Antipoden seines Werks, den Marquis de Sade und Goethe. Der Autor ergreift nicht Partei, und wenn er in den Partien, die dem Weimaraner gelten, eine leise spöttische Skepsis nicht unterdrückt, so kommt dennoch nie ein Zweifel auf, dass er seine Welt, seinen geordneten Kosmos respektiert. Fasziniert indessen ist er eher vom Gefangegen in der Bastille und von dem, was dieser verkörpert. Die Orgien aus Lust und Gewalt sind es, nach denen der Erzähler oder besser: der Sprecher fragt. Das Böse, Aggressive und unersättlich Grausame, das sich in der sinnlichen Begierde brutal durchsetzt, ist stärker als Sitte und Norm. Die bewirken zwar kulturell bedingte Verdrängungen; aber zähmen lässt sich die Urgewalt nicht. Keinen Raum lässt sie für philosophische Gedanken, für besonnenes Handeln. *«Keinen wahren, keinen falschen Satz im Kopf, nicht einmal mehr ein Bild, nur Körperteile, eigene, fremde, und es wäre nicht mehr unterscheidbar. Du? Ich? Egal?»*

*

«Das Gefängnis der Wünsche» ist keine leichte Lektüre. Das Buch verlangt vom Leser wache Aufmerksamkeit, aber auch historische Kenntnisse und vor allem die Fähigkeit, das Spiel mitzumachen, das im unmittelbaren und stets zu gewärtigenden Umschlag der Geschichte in Gegenwart, im Wechsel der Schauplätze und im *«Endlosband»* dieses Textes mit ihm gespielt wird. Die Inszenierung im Kopf des Autors ist faszinierend, und doch stellen sich auch Zweifel ein. Das Buch ist das Dokument eines Erregungszustandes, von dem wir glauben sollen, dass er über 250 Seiten andauert. Kurze Sätze, oft nur Substantive in Reihe, ohne Prädikat, ohne syntaktische Verfugung, jedoch gefolgt von Ausruf- oder Fragezeichen, beherrschen das Feld. Wir sind in Weimar zum Beispiel, eigentlich einem eher stillen Winkel:

«Ein Freiraum! Beziehungsnetz, Geistesnetz.
Warum denn flüchten?
Hat man nicht mitgeholfen, dies zu schaffen und zu ordnen? Als zweiter Mann im Staat... nicht kraft Geburt, nicht einmal Beamtenadel... Nein! Geistes-Adel! Nicht in der ordentlichen Karriereleiter, von Rang zu Rang, von Besoldungsstufe zu Besoldungsstufe abverdient, Stufentritt um Tritt nach oben... nein! gleich oben hingesetzt! den andern vor die Nase! in den Geheimen Rat, das Macht-Zentrum – aufgrund des persönlichen Vertrauens des Regenten, eines Jünglings noch zur Zeit jener Berufung, eben erst regimentsfähig geworden: seine erste Tat als Fürst – aus Neigung und Voraussicht – kühn!
Bei dem sonderbaren Ruf...
Götz von Berlichingen!
Und das Selbstmordbuch.
Eine Selbstmordwelle – wie die Lemminge – die Samtknaben!»

Ein Stil wie «Sturm und Drang» ist das, erregtes Sprechen, über Seiten hin keuchende Hast. Meine Erfahrung mit dem Buch sagt mir, dass das ermüdet. Das Stilmittel wird überstrapaziert. Und falls es Symptom der Obsession sein sollte, Sprache eines Menschen, der ausser sich ist, frage ich mich dennoch, ob es denn an Stellen wie der zitierten gerechtfertigt sei. Nicht nur der allzu ausgedehnte Abstecher in die Berliner

Apollo-City-Sauna, auch die nicht immer einsehbare Hektik des Sprechens beeinträchtigen diese spannende Auseinandersetzung um das Leben zwischen Sexualität, Gewalt und Macht, zwischen sadistischer Lust auf der einen und dem Versuch, Roheit zu versittlichen, Natur zu läutern und durch Kunst zu veredeln, auf der andern Seite. Eine Entscheidung fällt nicht und kann auch nicht fallen.

Anton Krättli

[1] Christoph Geiser: «Das Gefängnis der Wünsche». Roman. Verlag Nagel & Kimche, Zürich/Frauenfeld 1992.

«Zeitgenosse Schubert»

Vier Bemerkungen zum Roman «Schubert» von Peter Härtling[1]

1.

Man ist bei der Lektüre so wenig eine einheitliche Person wie im Leben; verschiedene Lesarten desselben Buches haben in ein und demselben Kopf Platz, stehen nebeneinander, gegeneinander, lösen sich ab, widersprechen sich: das Bewusstsein ein Bienenhaus. Was schliesslich als Urteil oder Interpretation aufs Papier gebracht wird, lässt von solcher Polyphonie, von diesem Summen der Gedanken kaum etwas ahnen.

Härtlings Roman *«Schubert»* zum Beispiel: völlig unerwartet, mir unbegreiflich (vielleicht weil Schubert lebenslang mein liebster Komponist war?) mein anfänglicher Widerstand gegen dieses Buch; Barrieren richteten sich auf, über die kein Wort springen konnte. Will ich wirklich dieses Leben begleiten, in die Verästelung seiner Sehnsüchte und Enttäuschungen, der Liebe und der Freundschaften, der Schubertiaden und der Einsamkeiten, der Trinkgelage und schliesslich der Krankheit hinein? Genügt nicht die knappe, brillante Skizze, die Härtling schon in seinem Prosaband *«Der Wanderer»* (in mancherlei Hinsicht eine Vorstufe des Romans) gegeben hat, diese atemlose Aufzählung der zahllosen Wohnungswechsel, in denen Schubert seine unruhige Lebensspur auf den Stadtplan zeichnete? Skeptisch abwehrende Fragen, Barrieren, die plötzlich zusammenstürzen, als wären sie nie gewesen, während ich weiter und ein zweitesmal lese, auf einer kleinen Reise im Zug, diesem allerbesten Lese- und Arbeitsplatz. Und wie jedesmal, wenn ein Buch mich besonders berührt, finde ich mich völlig rat- und sprachlos, wenn ich meinen Eindruck begründen soll. Härtling – so sage ich schliesslich zu einer skeptischen Freundin und richte mich gleichzeitig gegen die erste Lesart in meinem Kopf – Härtling zeichne sich vor vielen, vielleicht den meisten der heutigen Autoren dadurch aus, dass er seine Figur, zum Beispiel eben einen Schubert, nicht für seine Zwecke benütze, zurechtbiege, verzerre und verenge, sondern ihr einen Freiraum lasse, ihre Würde nicht tangiere. Das werde mir von Jahr zu Jahr wichtiger.

2.

Eine der bewegendsten Passagen findet sich, früh im Buch, unter dem Titel *«Stimmen»:* Da ist Franz Schubert ein knapp Dreijähriger, noch darf man ihn mit Recht *«Franzl»* nennen; seine Elternwelt nimmt er als Stimmen auf; alles spricht zu ihm, sogar die Hauswand, gegen die er den Kopf presst, *«gibt Töne von sich, dunkle warme Steintöne.»* Nicht ein junges Genie wird uns hier vorgeführt, das wunderkinderhaft mit den Melodien umgeht, die in seinem Kopf entstehen; das Kind hört reale, hört mögliche Stimmen und antwortet darauf mit einem einfachen kleinen Lied, und wie bei jedem Kind ist die Mutter das Publikum. Dass im Kopf dieses Kindes auch eine Melodie intoniert wird, die nicht nach aussen dringt, auch das ist Teil dieser kindlichen Stimmenwelt, und Zeichen einer späteren Einsamkeit. Und gewaltig erklingen die inneren Stimmen auf einmal draussen, wenn für die bei der Geburt verstorbene kleine Schwester ein Requiem gesungen wird. Dem grossen Kindersterben der Zeit, das auch in der Familie des Lehrers Schubert stattfindet (Härtling registriert die Todesdaten der Geschwister Schuberts bewusst am Anfang des Buches), ist einer wie der kleine Franzl nur durch Zufall entkommen.

Stimmen also. Das Wort hat in diesem Buch die Funktion eines Leitmotivs; es wäre nicht falsch, aber ein wenig kapriziös, den Roman als eine Komposition aus Stimmen zu bezeichnen, unter denen die Schuberts nicht die lauteste ist. Der Autor nimmt kurz nach der oben beschriebenen Passage das Wort auf. Jetzt ist er es, der, im Singular, Stimmen hört, *eine* Stimme: *«Die Stimme, die ich höre, seine Kinderstimme, singt immer. Selbst wenn sie spricht. Sie bindet in meinem Gedächtnis die Sätze an Melodien.»*

Da wird, verhalten, ein Programm formuliert. Oder eine Erfahrung beim Schreiben: die Sprache nimmt Musik auf, wird von musikalischen Erinnerungen auf den Weg geschickt. Denn das Buch Härtlings ist weniger ein Buch über Musik als ein musikalisch inspiriertes Buch.

Es ist übrigens kein Zufall, dass es die Kinderstimme Schuberts ist, die der Autor hört und mitnimmt. Nie wird er später so nahe an seine Figur herangehen, so ohne Vorbehalt ihre Stimme hören, mit ihren Ohren die Welt aufnehmen. Das Kind darf er erfinden, ohne Absicherung, beim Erwachsenen ist mehr Behutsamkeit, Diskretion angezeigt: desto mehr, je stärker das Werk berührt wird. Hier wird das Vokabular Härtlings fast karg; er versagt sich, Kompositionen Schuberts zu beschreiben, versagt sich, den schöpferischen Prozess auch nur anzudeuten. Die Werkgeschichte, in die Vita verflochten, ist nicht mehr als eine Aufzählung: Dennoch glaubt man nicht selten, Musik zu hören. Ist es, weil man die Werke kennt, so dass die blosse Nennung des Namens genügt, Erinnerung lebendig, hörbar werden zu lassen? Liegt es an der unauffälligen Musikalität der Sprache – oder auch daran, dass immer wieder beschrieben wird, wie die Kompositionen Schuberts, diese in knappe Schaffensjahre gedrängte Fülle, kaum erfunden auch schon von den Freunden gesungen und gespielt werden? *«Für Klavier zu vier Händen – das ist sein Programm»,* so fasst Härtling das gesellige Element in der Musik Schuberts zusammen.

3.

Der Roman *«Schubert»* lässt sich unschwer in das Gesamtwerk Härtlings

einordnen. Er hat darin nicht nur seine Vorstufe im bereits erwähnten Prosaband *«Der Wanderer»*, sondern auch seine Vorläufer, die grossen und kleinen Verwandten. Ich meine damit die biographischen Romane über Lenau *(«Niembsch oder Der Stillstand»)*, über Mörike *(«Die dreifache Maria»)*, über Wilhelm Weiblinger, das enfant terrible der schwäbischen Dichterschule *(«Waiblingers Augen»)* – und natürlich vor allem den Roman *«Hölderlin»* (1976). Mit diesem Opus magnum vor allem muss man den «Schubert» in Beziehung setzen; das neue Werk erhält im Vergleich schärfere Kontur. Ähnlich ist in beiden Werken der Rang der Hauptfigur, die Liebe (das Wort ist durch kein anderes zu ersetzen) des Autors zu ihr; ähnlich ist die Verbindung von genauem Quellenstudium und Fiktion zu einem Werk, dessen literarischer Charakter durch den Untertitel «Roman» festgeschrieben wird. Verwandt ist auch die Erzählart, vor allem in der strengen Konzentration auf die Lebensgeschichte, im Verzicht auf Werkanalyse – und auch auf jede Überhöhung und Hochstilisierung der Figur. Nicht über den Friedrich Hölderlin, sondern über den Fritz Hölderlin habe Härtling geschrieben, sagte seinerzeit, witzig und treffend *Hans Mayer.* Auch wenn das Spiel mit den Vornamen nicht wiederholt werden kann, gilt das auch für den *«Schubert»*.

Eine Doublette des *«Hölderlin»* ist das Buch dennoch nicht geworden, die Erzählart ist bei aller Verwandtschaft eine andere, ist leichter, selbstverständlicher, beiläufiger. Es ist, als erzähle das Buch sich selbst, pflegt man zu sagen, und täuscht sich meist gewaltig, so gut wie man sich über die vermeintlich unbewusst strömende Musik Schuberts täuschte, auch wenn man sie hören konnte.

Es ist – wie so oft – die Aussparung und Auslassung, die strenge Reduktion aufs Notwendige, was den Reiz, den Zauber des *«Schubert»* ausmacht. Um es an einem Beispiel zu zeigen: Sehr sparsam (im Vergleich zum voluminösen *«Hölderlin»)* sind die Bemerkungen gesetzt, mit denen der Erzähler sich ins Spiel bringt und das fiktionale Element des Buches in Erinnerung ruft. All diese fast formelhaften Wendungen: *«Es kann sein»*, *«Es könnte gewesen sein»*, *«Stimmt das?»*, *«Da bin ich sicher»* – sie heben sich im *«Schubert»* nur knapp, um Handbreite, von der Erzählung ab, ohne den Rhythmus zu brechen. So wäre es unmöglich, über dieses Werk zu sagen, was beim *«Hölderlin»* durchaus gelten konnte: Härtling habe auch ein Buch über sich selber geschrieben. Der Erzähler duckt sich gleichsam neben seine Figur, und diese Figur, Schubert, man weiss es, hat nur durch seine Musik gewirkt, durch sie freilich fast magisch; als Person wurde er neben den Sängern, die seine Lieder sangen, nicht selten übersehen.

4.

In einem Radiogespräch hat Peter Härtling Schubert als einen *«Zeitgenossen»* bezeichnet – eine Charakteristik, über die, auch wenn man den Autor als zuverlässigen Selbstinterpreten kennt, man doch ein wenig erschrickt. *«Zeitgenosse Schubert»:* ich will ihn mir lieber nicht als einen vorstellen, der unstet durch die Landschaft heutiger Wohngemeinschaften geht und statt in seinen Schubertiaden in Rockkonzerten das Publikum begeistert, diesmal weltweit!

Aber so, kurzgeschlossen, kann es Härtling ja nicht gemeint haben. Es fällt gerade auf, wie sehr er auf jede explizite Aktualisierung Schuberts verzichtet, auf all jene naheliegenden und ein wenig

billigen Parallelen, die sich aus der vermuteten Homoerotik Schuberts und aus seiner Geschlechtskrankheit ergeben könnten. Zum Zeitgenossen wird er nicht, weil der Autor ihn in unsere Zeit versetzte, ihn mit modernen Begriffen definierte, sondern eher umgekehrt: man muss Schubert in seiner Zeit sehen, sich so mit ihm einlassen, um, auf einem Umweg, gewahr zu werden, wie nahe er uns ist. Die genaue Wahrnehmung der Vergangenheit lässt sie zum Schlüssel der Gegenwart werden.

Das deutet sich schon in dem bereits erwähnten Buch *«Der Wanderer»* an, in dem Härtling diese zentrale Figur der Romantik als Chiffre unserer Gegenwart interpretiert. Der Wanderer – in der Vertiefung und Verdunkelung durch die Musik Schuberts, vor allem die *«Winterreise»* – wird zum Zeichen für die gewaltigen Fluchtbewegungen unseres Jahrhunderts, in dem, nach *Joseph Brodski, «Verbannung und Heimatlosigkeit Gemeinplätze sind»*. Nicht etwa wird das alte Wort als überholt abgeschrieben (Nomade oder Nomadologie wären wohl die heute gängigen, die modischen Begriffe), es wird in einer neuen Tiefe und Weite gesehen. Zugespitzt gesagt: es ist nicht an uns, die Vergangenheit zu aktualisieren; richtig gesehen ist sie es (in bestimmten wichtigen Epochen) die unsere Gegenwart zu erhellen vermag. In diesem Sinne darf man Schubert einen Zeitgenossen nennen.

Elsbeth Pulver

[1] Peter Härtling, Schubert. Roman. Luchterhand Literaturverlag, Hamburg 1992.

Hoffnung des Gedankens

Die auf neun Bände angelegte Gesamtausgabe der Werke von *Elias Canetti* beginnt mit seinem ersten Roman, *«Die Blendung»*, der als Band 1 seit 1992 vorliegt[1]. Im selben Jahr hat Canetti separat weitere Aufzeichnungen publiziert, die später als Band 5 das Mittelstück der Aufzeichnungen und Essays (Bände 4–6) bilden werden. Darauf folgen die lebensgeschichtlichen Werke in den Bänden 7–9[2]. Die 1992 neu erschienenen Aufzeichnungen aus vergangenen Jahren und Jahrzehnten sind mehr als eine *«Spätlese»* jener reifen und überreifen Gedankenfrüchte, aus denen sich ein besonders gehaltvoller Wein keltern lässt[3]. Sie gewähren einen Einblick in den lebenslangen Denkprozess eines für unser Jahrhundert repräsentativen Zeitgenossen. Den Sprüchen, Aphorismen, Portraits und kurzen Essays wird zu Recht ein zentraler Platz im Gesamtwerk zugewiesen.

Canetti hat uns in seinem Essay *«Dialog mit dem grausamen Partner»*[4] einen Einblick in seine Werkstatt vermittelt und den Unterschied zwischen seinen *«Aufzeichnungen»*, *«Merkbüchern»* und *«Tagebüchern»* erläutert. *«Aufzeichnungen sind spontan und widersprüchlich. Sie enthalten Einfälle, die manchmal unerträglicher Spannung, oft aber auch grosser Leichtigkeit entspringen. Es ist nicht zu vermeiden, dass eine Arbeit, die durch Jahre von Tag zu Tag fortgesetzt wird, einem manchmal schwerfällig, aus-*

sichtslos oder verspätet erscheint. (...) *Was so entsteht, und es entsteht so sehr viel, lässt er* (der Autor) *am besten unbeachtet liegen. Wenn er das wirklich fertigbringt, viele Jahre lang, behält er das Vertrauen zur Spontaneität, die die Lebensluft solcher Aufzeichnungen ist.»* Canetti hat es fertiggebracht, und nichts erscheint dem Leser als schwerfällig, aussichtslos oder verspätet. So kann denn sein Wunsch sich erfüllen, dass Aufzeichnungen, die dem Autor zunächst sinnlos erscheinen, *«plötzlich für andere Sinne haben»*. Eine Auswahl des Brauchbaren wird für einen Autor aus jener zeitlichen Distanz möglich, in der er selber ein anderer geworden ist.

Canetti bleibt auch im neuesten Werk er selbst, indem er sein Anders-Werden beobachtet und beschreibt. Seine Aufzeichnungen gliedert er in neun Abschnitte, verzichtet aber bewusst auf irgendwelche sichtbare inhaltliche oder chronologische Gliederung. Eigene Gedanken werden auch mit Zitaten anderer Autoren konfrontiert und vermischt. In den *Pensées* von *Pascal*, von denen Canetti *«nie irritiert»* und *«nie enttäuscht»* ist, findet er eine Begründung für die Darstellungsweise seiner eigenen Aufzeichnungen, die *«immer unterbricht»*. Er weiss, dass sich von jedem Gedanken *«die Stücke anders zusammensetzen»*.

Aphorismen sind häufig nichts anderes als neu zusammengefügte Bruchstücke alter Einfälle oder eine neue Auslegung einer alten unendlichen Vieldeutigkeit. Die Autorschaft besteht dann darin, dass man – wenigstens zum Teil – den Stammbaum der Formulierung rekonstruieren kann. *«Manche Worte sind so vielsinnig, dass es sich um ihrer Kenntnis willen allein verlohnt, gelebt zu haben»* (S. 64). Den Worten auf den Grund gehen oder an Worten zugrundegehen...

Bei *Pascal* findet sich auch der gerade heute so aktuelle Satz: *«Die Vielheit, die sich nicht zur Einheit zusammenschliesst, ist Verwirrung, die Einheit, die nicht von der Vielheit abhängig ist, ist Tyrannis»* (S. 122).

Warum *«Fliegenpein»?* Canetti hat immer wieder schmerzhafte Titel gewählt, die auf Verletzungen und Verstümmelungen hinweisen. *«Die Blendung»*, sein erster Roman, hätte ursprünglich *«Kant fängt Feuer»* heissen sollen und *«Die gerettete Zunge»* erinnert an die Androhung, man werde ihm die Zunge abschneiden, wenn er ein Geheimnis verrate. Welche Pein ist nun mit den Fliegen (und dem Fliegen?) verbunden? Canetti ist, wenn er an Schmerzen erinnert und anknüpft, nie auf der Seite der Täter, der Blender, Abschneider, Brenner und Peiniger, sondern auf der Seite der Opfer, die keiner Fliege etwas zuleide tun.

Schon bei *Rilke* können wir lesen: *«und die findigen Tiere merken es schon, dass wir nicht sehr verlässlich zu Haus sind in der gedeuteten Welt»*. Tiere und das stumme Leiden der Kreatur sind zentrale Themen in Canettis *«Fliegenpein»*.

«Statt der Tiere hält er sich an ihre Formen. Die werden nicht gemordet», lautet eine der Charakteristiken.

«Die Laute der Wale: Im Grunde empfinde ich Scham, diese friedlichen Laute von Geschöpfen zu hören, die sich gegen uns nicht zur Wehr setzen können. Wir haben uns nicht nur wie von allen ihren Leib, wir haben uns auch ihre Regungen füreinander zugeeignet, doch dürfen wir sie zur Strafe nicht verstehen. Ich verzichte, *darauf, weiter in sie einzudringen. Ich lasse ab von ihnen. Mein Mitgefühl für sie ist vergiftet. Sie* bleiben *Beute»* (S. 115).

Solche Überlegungen sind unendlich viel subtiler als beispielsweise die heute populäre Forderung nach «Eigenrechten» für die Natur. *«Das Unerlangbare an Tieren: wie sie einen sehen»* (S. 121).

Unvermittelt stossen wir auf folgende drei Fragen: *«Welcher Dichter hat nicht zu seiner Fliege gesprochen? Wen erkenne ich nicht an seiner Fliege? Wer hält sich nicht eine Fliege, die für ihn trippelt?»* (S. 135). In der grausamen kleinen Geschichte, welche den Titel prägt, geht es auch nicht um eine von Fliegen *verursachte* Pein, sondern um die Pein, welche Menschen der Kreatur und auch andern Menschen *zufügen* – aus Gedankenlosigkeit oder – noch häufiger – aus mangelndem Einfühlungsvermögen: Eine Frau verfertigte Ketten aus lebenden Fliegen und *«geriet in Entzücken über das himmlische Gefühl, das ihre Haut bei der Berührung der kleinen verzweifelten Füsse und zitternden Flügel empfand»* (S. 128).

Die Geschichte lässt den Leser erschaudern, aber nicht vor Entzücken, sondern vor der Erbarmungslosigkeit, die darin zum Ausdruck kommt. *«Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil»*, heisst es bei *Goethe*, der auch für Canetti *«ein ungeheurer und gewollter Vorrat ist». «Wo du ihn aufschlägst, bedeutet er dir etwas. Wie ist das möglich? Aber es ist sicher nur möglich, wenn es nicht zu einer Lehre verarbeitet wird»* (S. 120). Nur wer erschaudern kann, setzt jene Emotionen frei, welche das Mitgefühl stark genug werden lassen. *«Mitgefühl ist überwältigend, oder es ist keines. Darum* braucht *man das Wort Erbarmen»* (S. 127). *«Nebeneinanderlegen darfst du die Sätze schon, sie mögen einander* sehen, *und wenn es sie reizt, dürfen sie einander berühren. Mehr nicht»* (S. 128).

Canetti ist ein Autor im ursprünglichen Sinn der Urheberschaft. Er setzt Gedanken frei und löst Gefühle aus, in der Hoffnung, auf den aktiven kritischen Leser, der das Gespräch aufnimmt und weiterführt. Der Leser als Autor... *«Unergründlich, was aus Autoren in anderen Autoren wird. Es geht nicht nur um Wiederholungen, um pflanzlichen Schmuck, um Arabesken zu Arabesken, um geliehene Leidenschaft – es geht vor allem um Missverständnisse, so unauflösliche, dass sie fruchtbar werden. So kommt es zu ganz absonderlichen und rätselhaften Gebilden, zu Autoren,* die grösser sind als ihre Vorbilder» (S. 127).

Und hier eine Warnung an alle Rezensenten und Pädagogen, welche allzu penetrante Empfehlungen abgeben: *«Wer mir ein Buch empfiehlt, schlägt es mir aus der Hand, wer es preist, verleidet es mir auf Jahre. Ich traue nur Geistern, die ich wirklich verehre. Sie können mir alles empfehlen, um meine Neugier zu wecken, genügt es, dass sie etwas in einem Buche* nennen» (S. 29). Das Lesen will sich – so Canetti – *«durch Lesen fortpflanzen»*.

Dass die neu publizierten Aufzeichnungen ihre Leserinnen und Leser finden werden, auch neue junge, die (noch) nicht zur bisherigen Lesergemeinde zählen, ist zu hoffen und zu erwarten. Solche *«die gerne in Meinungen herumstöbern»* solche die *«den Felsen, das Wissen, lieben, wegen der ungeheuren Abgründe dazwischen»* und solche, welche die hohe Kunst üben, *«wenig genug zu lesen»*.

Früher bestand für Canetti die Hoffnung des Gedankens darin, *«dass ein offenes Ende da war, das ohne Aufhebens nach andern suchte. Je entschiedener ich ihn abbrach, um so mehr Hoffnung behielt der Gedanke. Bei jeder Berührung, heimlich, dehnte er sich aus. Es*

müsste geschildert werden, wie Gedanken zwischen *Menschen wachsen.» (...) «Heute bricht sich der Gedanke vergeblich ab. Die Lust auf andere, auf das Abenteuer in andern, ist ihm abhanden gekommen»...* (S. 139).

Wirklich? Ein aktiver Leser wagt hier zu widersprechen.

Robert Nef

[1] Elias Canetti, Werke in 9 Bänden, Carl Hanser Verlag, München, Wien 1992 ff. Bereits erschienen ist Band 1. – [2] Bd. 7, Die gerettete Zunge; Bd. 8, Das Augenspiel; Bd. 9, Die Fackel im Ohr. Angekündigt für 1993. – [3] Elias Canetti, Die Fliegenpein, Aufzeichnungen, München, Wien 1992, Hanser Verlag. – [4] In: Elias Canetti, Das Gewissen der Worte, Essays. München, Wien 1975, S. 50 ff.

Memoiren von August R. Lindt

August R. Lindt ist ein Mann mit vielen Gesichtern. Der Autor, der unter dem Titel *«Die Schweiz, das Stachelschwein»*[1] seine Erinnerungen ausbreitet, ist weder der unkonventionelle Diplomat, noch der humanitäre Spitzenmanager Lindt, weder der Entwicklungshilfe-Pionier noch auch der Held zahlloser galanter Episoden, sondern jener legendäre Korporal Lindt, den sein bescheidener militärischer Dienstgrad keineswegs daran gehindert hat, auf das schweizerische (wehr)politische Geschehen der Kriegsjahre diskret, aber unüberhörbar Einfluss zu nehmen. Nachhaltig beeindruckt vom Abwehrkampf der Finnen im Winterkrieg gegen die Sowjetunion, den er als Frontreporter aus nächster Nähe hatte verfolgen können, gehörte Lindt zur Spitzengruppe jener, welche angesichts der unklaren, wenig standfest erscheinenden Haltung einer durch den Schock der französischen Niederlage verunsicherten Landesregierung im Sommer 1940 die Notwendigkeit *«patriotischen Ungehorsams» (Albert Oeri)* bejahten. Unsere Zeitgeschichtsschreibung kennt ihn als Mitverschworenen beim damals insgeheim gegründeten «Offiziersbund» und Co-Animator der *«Aktion nationaler Widerstand»*. Der spätere Leiter des *«Aufklärungsdienstes Zivil»* der Sektion *Heer und Haus* wird oft im selben Atemzug mit deren charismatischem Chef, Oberst *Oscar Frey*, genannt. Lindts Name fehlt in keiner der einschlägigen Publikationen – bei *Edgar Bonjour* so gut wie bei *André Lasserre, Willi Gautschi* oder *Erwin Bucher* ist von ihm die Rede. Die drei letztgenannten Historiker hatte er als mitteilsamer Zeitzeuge schon vor Jahren an seinem Wissen teilhaben lassen – kein Wunder also, dass manches von dem, was er in seinen Erinnerungen nun selbst vorträgt, den zeitgeschichtlich informierten Leser vertraut anmutet. Wer sich von Lindt die Offenlegung wesentlicher neuer Fakten verspricht, wird kaum auf seine Rechnung kommen. Wohl aber gewinnt auch bereits Bekanntes in Lindts eigener Darstellung die Unmittelbarkeit des vom Erzähler selbst Erlebten.

So wusste man beispielsweise von der Existenz einer seit Herbst 1940 allwöchentlich in Luzern zusammentretenden Sechsergruppe, gewissermassen eines *«brains trust»* in Sachen Widerstand, schon aus *Willi Gautschis Guisan-*

Biographie. Neben August Lindt hatten drei weitere Mitglieder dieses Gremiums – *Hans Hausamann, Alfred Ernst* und *Max Waibel* – bereits dem *«Offiziersbund»* angehört. Sie blieben dem verschwiegenen Arbeitsstil, vor allem aber der politischen Grundabsicht jenes konspirativen Zusammenschlusses auch in der neuen – von Lindt nachträglich *«Doppeltroika»* getauften – Formation verpflichtet: weiterhin war man entschlossen, Anwandlungen von Kapitulationsbereitschaft schweizerischer offizieller Stellen gegenüber Druckversuchen des *«Dritten Reiches»* mit allen Mitteln zu kontern. Am wirksamsten, so glaubte man, liesse die Gefahr des Anpassertums sich dadurch bannen, dass man den Sturz jenes Regierungsmitgliedes herbeiführte, welches solche Akkommodationsbereitschaft zu verkörpern schien: *Marcel Pilet-Golaz.* Lindt berichtet in diesem Zusammenhang, wie er hinter den Kulissen mit Parlamentariern verschiedener Parteizugehörigkeiten – und insbesondere dem Sozialdemokraten *Hans Oprecht* – zusammenarbeitete, der als Mitglied der Vollmachtenkommission der Eidgenössischen Räte Gelegenheit hatte, dem Aussenminister mit kritischen Fragen auf den Leib zu rücken. Zu derselben Methode, gegen Pilet *«Politiker in Marsch zu setzen»*, hatte sich seinerzeit schon *Hans Hausamann* bekannt, und es spricht für eine enge Koordination von Lindts Anti-Pilet-Agitation mit jener Hausamanns, dass ersterer gerade zu der Zeit – Frühjahr 1943 – parlamentarische Unterstützung für eine öffentliche Kampagne gegen Pilet zu gewinnen suchte, als letzterer mit Anschuldigungen gegen den Aussenminister in Beweisnot geraten war und dringend einer Entlastungsoperation von Freundesseite bedurfte. Bei allen Vorbehalten gegenüber Pilet-Golaz widersetzten sich Politiker wie Hans Oprecht, *Markus Feldmann* oder *Albert Oeri* damals jedoch dem Versuch, den Chef des Eidgenössischen Politischen Departementes aus der Regierung zu entfernen. Als der Vielkritisierte im November des folgenden Jahres dann zurücktrat, geschah dies unter dem Eindruck der sowjetischen Ablehnung des schweizerischen Vorschlages auf Wiederanknüpfung diplomatischer Beziehungen zu Moskau und ohne Dazutun der *«Doppeltroika»*. Deren Reaktion auf die Nachricht von Pilets Abgang fasst Lindt in die Worte zusammen: *«Wir, die diese Jahre hindurch alles in unserer Macht Stehende unternommen hatten, um Pilet zu stürzen, konnten uns über diese Demission nicht richtig freuen. Uns missfiel und wurmte es, dass ein Bundesrat ausländischem Druck gewichen war.»*

Zweifel, ob es denn notwendig gewesen sei, mit soviel Eifer und Persistenz auf die Eliminierung Pilets hinzuarbeiten, beschleichen Lindt auch in der Rückschau nicht. Dass die treibende Kraft unter den militanten Pilet-Gegnern, Hans Hausamann, sich anscheinend von der Überzeugung leiten liess, der patriotische Zweck dieses Kampfes heilige mitunter auch die Anwendung fragwürdiger Mittel, hat Lindt wohl nicht geahnt. Dem engagierten Mitstreiter des neuerdings ins Zwielicht geratenen Nachrichtenmannes wird man dies ohne weiteres nachsehen. Bedauerlich indessen bleibt, dass Lindt die seit Sommer vergangenen Jahres vorliegenden Forschungsergebnisse *Erwin Buchers* zum *«Fall Hausamann«* nicht mehr zur Kenntnis genommen hat – eine Auseinandersetzung des Zeitzeugen mit den Befunden des Historikers hätte sich zweifellos gelohnt.

August Lindt gehört, wir haben es

eingangs bereits angedeutet, nicht zu jenen Akteuren des Zeitgeschehens, welche ihren Anspruch auf Beachtung seitens der Mit- und Nachwelt durch die Veröffentlichung von Memoiren erst legitimieren müssen. Sein heiter-gelöstes Reminiszieren bezeugt ein ungebrochenes Verhältnis zur Erlebniswelt seiner Erinnerungen: zeigt er sich einerseits unberührt vom Bedürfnis nach kritischer Selbstreflexion, so verfällt er anderseits auch nicht der bei Memoirenschreibern so häufigen autoglorifikatorischen Tendenz. Die unverhohlene Befriedigung, mit der er über das Wirken des *«Aufklärungsdienstes Zivil»* berichtet, erscheint gerechtfertigt. Im Bestreben, den Widerstandswillen der Bevölkerung zu stärken, wurde in den zahlreichen von Lindt veranstalteten Kursen nicht patriotische Indoktrination betrieben, sondern der klärende Dialog mit dem als mündig verstandenen Bürger gesucht. Im ganzen gelingt Lindt, aus seiner gewollt subjektiven Sicht, eine gut lesbare Evokation dessen, was *André Lasserre «La Suisse des années sombres»* genannt, und unter diesem Titel wissenschaftlich analysiert hat. Bei Lindt wird das Werk des Waadtländer Historikers fälschlich als *«La Suisse des années sinistres»* zitiert, und Irrtümer dieser Art sind in dem Band nicht eben selten. Das beginnt schon bei dem – einem deutschen Soldatenlied der NS-Zeit entliehenen – Titel des Buches: auf dem Vorsatzblatt lautet er, originalgetreu: *«Die Schweiz, das kleine Stachelschwein»*, auf dem Titelblatt nurmehr: *«Die Schweiz, das Stachelschwein»*. Oberst *Gustav Däniker* sen. wird an einer Stelle als Kommandant der Skischule (statt der Schiessschule) Walenstadt präsentiert, die Kapitulation der deutschen Streitkräfte in Norditalien soll in Biserta (statt in Caserta) unterzeichnet worden sein, und mit den «Aussenmächten» sind wohl die Achsenmächte gemeint. Ungeachtet solch kleinerer Ärgernisse kann man nur wünschen, dass der begabte Erzähler und wichtige Zeitzeuge August Lindt auch Erinnerungen an weitere Abschnitte seines aussergewöhnlichen Lebensweges – etwa an die Botschaftertätigkeit in Washington und Moskau – zur Druckreife bringen möge.

Paul Stauffer

[1] August R. Lindt, Die Schweiz, das Stachelschwein. Zytglogge Verlag, Bern 1992.

Nicht eine, nein: viele Gerechtigkeiten

Michael Walzers Antwort an John Rawls

Kein philosophisches Werk dieses Jahrhunderts hat binnen so kurzer Zeit eine vergleichbare Rezeption ausgelöst wie John Rawls' *«Eine Theorie der Gerechtigkeit»* von 1971. Knapp zweihundert Jahre nach Immanuel Kants kategorischem Imperativ werden hier erstmals wieder Normen des praktisch Richtigen aufgestellt, wiewohl nicht für individuelle Handlungen, sondern zur Einrichtung gerechter Institutionen. Rawls verriet klassisch liberalen Geist, indem

er der Trennung von Staat und Gesellschaft mit zwei Prinzipien Rechnung trug. Das erste formuliert ein Gebot gleicher politischer Rechte und Freiheiten; das zweite, und dies war neu, sucht die sozioökonomischen Verhältnisse zu regeln. Mit dem *Differenzprinzip*, das materielle Ungleichstellungen zwar zulässt, aber der Auflage unterwirft, sie müssten *«zum grössten Vorteil der am wenigsten begünstigten Mitglieder der Gesellschaft»* sein, hatte John Rawls den Schritt von der philosophischen Begründung des Rechtsstaates zur Legitimation des Sozialstaates getan.

Zu den zahlreichen Entgegnungen, die Rawls provozierte, gehört das im Original 1983 erschienene, nun auch auf deutsch vorliegende Buch von *Michael Walzer*, dem derzeit wohl renommiertesten politischen Denker in den USA. Die Opposition zu John Rawls macht schon der Buchtitel unübersehbar. Wo sich Rawls auf zwei Bereiche beschränkt – Politik einerseits, Wirtschaft und Gesellschaft andererseits – und diesen beiden je ein generelles Gerechtigkeitsprinzip zuordnet, da spricht Walzer programmatisch von *«Sphären der Gerechtigkeit»*[1].

«Es gibt», lautet seine These, *«einfach keine einzig richtige Verteilungsregel oder einen widerspruchsfreien Satz von Verteilungsregeln, wonach man alle heute begehrten Güter verteilen könnte.»* Vielmehr seien die Prinzipien der Gerechtigkeit *«in ihrer Form selbst pluralistisch»*. Was bedeutet: Verschiedene Sozialgüter werden nach jeweils eigenen, also unterschiedlichen Kriterien, Verfahren und von wechselnden Instanzen verteilt.

Walzer kommt zu dieser Ansicht, indem er sein Augenmerk von der Verteilung auf die Erzeugung der Güter richtet. Welche Ignoranz, bei der Aufteilung eines Kuchens so zu tun, als sei er nun mal da und bräuchte nur zerschnitten zu werden, als bedürfe es keines Rezeptes, keiner Mühe, keines Bäckers. Folglich beginnt Walzer nicht mit der Situation des Habens und Tauschens, sondern des Entwerfens und Schöpfens. Nur so lässt sich der Sache gerecht werden. Weniger metaphorisch und mit den Worten des Autors: *«Frauen und Männer gewinnen ihre je konkrete Identität aus der Art und Weise, in der sie soziale Güter erst ersinnen und erzeugen und hernach besitzen und benutzen.»* Eben deshalb geht es nicht um zwar begehrte, aber jenseits des Begehrens ganz sterile, irgendwie dinghafte Objekte. Weit gefehlt: Güter, verstanden als gesellschaftliche Grundgüter, sind *«das entscheidende Medium»* unserer Beziehungen. Sie verkörpern soziale Prozesse. Derart bedeutungsgeladen, bilden sie eine eigene Sphäre aus. Und so ergibt sich als Aufgabe, den *«sozialen Sinngehalt»* eines Gutes zu identifizieren, will man seinem inneren Gerechtigkeitsprinzip auf die Spur kommen.

Um welche Güter geht es? Nicht allein um materielle. Geld und Waren sind nur ein Teilbereich dessen, was Sozialwissenschaft und Philosophie meinen, wenn sie von Gütern sprechen. Ein Gut ist im weitesten Sinne alles, was unserem Wohl dient. Es hängt ab von unseren Wert-, Sinn- und Glücksvorstellungen, wird bestimmt von dem, was uns als gelingendes Leben vorschwebt. In diesem Sinne finden wir bei Walzer folgende Güter, folgende gegeneinander autonome Sphären der Gerechtigkeit: Sicherheit und Wohlfahrt, Geld und Waren, Ämter, Freizeit, Erziehung und Bildung. Anerkennung ist ein Gut, desgleichen Liebe, politische Macht ein weiteres. Ebenso Zugehörigkeit und Mitgliedschaft – besonders für Walzer, den Kom-

munitaristen, der die Gemeinschaft das *«vermutlich wichtigste»* aller zu verteilenden Güter nennt. (Zum Vergleich: Bei Rawls, dem Liberalen, ist es die Selbstachtung.)

Spannend wird es da, wo Teilhabe nicht als Segen, sondern als Fluch empfunden wird: Negative Güter gibt es also auch – harte Arbeit zum Beispiel. Endlich mal ein Theoretiker, welcher der Schwer- und Dreckarbeit ein Kapitel widmet! Einer, der durchaus nicht einsehen will, dass die von allen ungeliebten, gleichwohl gesellschaftlich notwendigen Tätigkeiten allein von einer *«proletarischen Reservearmee»* aus Strassenbauern, Krankenpflegern und Müllmännern geleistet werden. Wie aber Schluss machen mit dem, so Walzer, *«garstigen Prinzip»*, negative Güter den *«negativen Adressaten»* zu reservieren? Jene, die die Dreckarbeit machen, werden zu allem Überfluss auch noch geringgeschätzt. Und unterbezahlt. Umgekehrt wäre es weit einsichtiger – gerade in marktwirtschaftlicher Logik. Denn müsste nicht nach dem Gesetz des Marktes der Preis der Arbeit um so höher sein, je dreckiger sie ist? Sonderbare Perfidie, denkt der Walzer lesende Rezensent, dass von den Verfechtern freier Marktwirtschaft solche Töne nie, stets jedoch viel Denunzierendes über sogenannten Sozialneid zu hören ist.

Aber bleiben wir beim Buch. Walzer hat ein beispielgesättigtes Werk verfasst. Das ist ausgesprochen zu loben. Es fehlt ihm gänzlich die Ödnis der *armchair investigations*, wie im Angelsächsischen das realitätsfremde Räsonnieren im Lehnstuhl genannt wird. Fraglich bleibt allerdings seine normative Kraft. Gerade wegen der Beispielnähe wirken Walzers Empfehlungen, wie Unrecht zu lindern und Gerechtigkeit herzustellen sei, als gäbe er sie ad hoc, mal gestützt auf seine eigenen egalitären, demokratischen Intuitionen, mal im Rückgriff auf den Status quo. Dieser Dezisionismus – durchaus als Vermögen moralischer Urteilskraft zur Feinabstimmung zu würdigen – rührt her von sachlicher Not, rührt daher, dass die dem Gut eigentümlichen, internen Geltungskriterien wechseln: So taugt Chancengleichheit im Reich der Ämtervergabe sehr wohl zur Norm, jedoch, wie der Autor nachweist, nur für einige, nicht für alle zu besetzenden Posten. Bedürfnis und Verdienst sind andere, vielfach anerkannte Gründe. Aber wer schon würde sie überall, wer würde sie bei der Verteilung von Liebe und Zuneigung in Anschlag bringen wollen, gar nach einem Korrektiv rufen, wenn jemand die Liebe einer Person zwar «verdient», aber nicht erhält?

Ganz ohne universales Prinzip verfährt Walzer dennoch nicht. Den Beginn allen Übels sieht er darin, dass ein Gut andere Güter dominiert. Besitzt jemand mehr politische Macht als ein anderer, so muss daran nichts Unrechtes sein. Seine Fähigkeiten, seine Verdienste mögen dies rechtfertigen. Gleiches gilt für den Kapitalisten, der seinen Profit an Geld und Waren im freien Austausch[2] erwarb. Wehe aber, diese beiden benutzten das Gut, über das sie so reichlich verfügen, um in anderen Gütersphären zu wildern: wenn etwa der eine das Geld zum Ämterkauf verwendet, der andere die politische Macht für Bildungsvorteile, Begünstigungen beim Erwerb von Grund und Boden oder zur Selbstversorgung, wo es um Sicherheit und Wohlfahrt geht. Dinge dieser Art sind treffliche Beispiele für die Grenzverletzung der Sphären. Ihnen begegnet Walzer mit einem obersten Grundsatz, seinem *«offenen Distributionsprinzip»*.

Es besagt: *«Kein soziales Gut X sollte ungeachtet seiner Bedeutung an Männer*

und Frauen, die im Besitz eines anderen Gutes Y sind, einzig und allein deshalb verteilt werden, weil sie dies Y besitzen.» Die Überlegung dabei ist klar: Eine solche Form des Besitzes würde aufhören, blosser Besitz zu sein. Es wäre Herrschaft. Indem Walzer diese Unterscheidung trifft, kann er für Gleichheit – begriffen als Abwesenheit von Herrschaft – plädieren, ohne sich Gleichmacherei vorwerfen lassen zu müssen. Die *«komplexe Gleichheit»*, wie er sie nennt, lässt, ähnlich wie Rawls' Differenzprinzip, ungleiche Güterverteilungen zu. Zu wehren ist der Dominanz, die darin besteht, dass ein Gut alle anderen nach und an sich zieht.

Ob das als Massstab ausreicht? Als Pluralist pocht Walzer auf die Autonomie der Sphären. Was aber mögliches Unrecht innerhalb einer Sphäre angeht, hält er sich bedeckt und und argumentiert als Kulturrelativist: ob dort etwas ungerecht sei, hänge davon ab, wie es empfunden werde. Dieser Rückzug auf die Konvention geschieht mit guten Gründen – die Theorie möchte keine Normen setzen, die mit der Lebenswelt auf Kriegsfuss stehen. Für einen um Prüfsteine der Gerechtigkeit besorgten Entwurf indes, der mehr bieten will als soziologische Feldforschung, könnte dies zuwenig sein.

Joachim Güntner

[1] Michael Walzer, Sphären der Gerechtigkeit. Ein Plädoyer für Pluralität und Gleichheit. Übers. von Hanne Herkommer. Campus Verlag: Frankfurt am Main/New York 1992. 480 Seiten, Fadenheftung. – [2] Walzer erinnert an Marx, der im 1. Band des «Kapitals» schrieb, die Schaffung und Aneignung von Mehrwert sei «ein besonderes Glück für den Käufer (von Arbeitskraft), aber durchaus kein Unrecht gegen den Verkäufer».

Hinweise

Führungsgrundsätze in der Antike

Über Führung, über neue Methoden der Führung insbesondere, gibt es eine unübersehbare Literatur. *Fritz Wille,* einst als Instruktionsoffizier und Kommandant eines schweizerischen Armeekorps selbst mit Führungsaufgaben betraut, hat sich nach seinem Rücktritt der klassischen Literatur und darin besonders den Texten zugewandt, die das Problem Führung aus der Sicht des klassischen Altertums beleuchten. Jetzt legt er einen prachtvoll illustrierten Band mit Texten von Xenophon, Plutarch, Arrian, Sallust und Tacitus vor, die er neu übersetzt und einleitend kommentiert hat. Fritz Wille gesteht im Vorwort, er sei während seiner Kommandierung zur Ausbildung an die britische Generalstabsschule auch mit Schriften des Feldmarschalls Wavell in Kontakt gekommen und habe dort gefunden, dass der bedeutende Heerführer des Zweiten Weltkriegs sich auch auf Erfahrungen der Antike stützte. Aus Xenophons *«Memorabilien»* habe Wavell zitiert. Mit Xenophon beginnt denn auch die Text-Anthologie, die Fritz Wille zum Thema «Führung» vorlegt. Dabei geht es durchaus nicht allein um Ratschläge und Erfahrungsgrundsätze im Hinblick auf den

Kampf mit der Waffe, sondern um «Leadership» im weitesten Sinne. Von Plutarch enthält der reich illustrierte Band Abschnitte aus den Abhandlungen vom Glück und von der Mannhaftigkeit Alexanders des Grossen, die ergänzt werden durch Kapitel aus der Biographie des Flavius Arrianus über Alexanders Persönlichkeit. Schliesslich kommen auch noch zwei Römer zum Wort: Sallust und Tacitus mit einschlägigen Texten aus ihrem Werk. Fazit: Wer vor der Aufgabe des Führens steht, kann sich nicht allein auf Taktiken, Methoden und äusserliche Verhaltensregeln verlassen. Menschlichkeit und Charakter sind, im Altertum sowohl wie in der Neuzeit, entscheidende Qualitäten des wahren Chefs. Das Buch enthält eine Fülle zum Teil farbiger Illustrationen, für die Institute, Museen und Galerien ihre Unterlagen zur Verfügung gestellt haben. *Schulthess Polygraphischer Verlag,* bei dem das Werk erschienen ist, hat diesem Teil der Ausstattung besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Ernst Ludwig Kirchner im Thurgau

Von 1917 bis 1918 weilte der Maler Ernst Ludwig Kirchner zehn Monate in Kreuzlingen. Es war für ihn eine Zeit der Krise und zugleich eine Zeit der Wende. Der Künstler hatte mit 35 Jahren noch Rekrutenausbildung in Halle an der Saale. Die Härte des Drills machten ihm schwer zu schaffen, sein Gesundheitszustand verschlimmerte sich. Nach einem ersten Urlaub zur Erholung wurde er schliesslich dienstuntauglich erklärt; «Lungenaffektion und Schwäche» waren die Gründe, ausserdem war er drogenabhängig. In einer zum Teil farbig illustrierten Broschüre geht *Albert W. Schoop* den Umständen nach, die es Kirchner ermöglichten, zuerst in der Klinik «Bellevue» in Kreuzlingen und alsbald in Davos die Kraft zu seiner grossen Schaffenszeit von 1919 bis 1933 wiederzufinden. Schoop skizziert die Geschichte der «Kuranstalt Bellevue», deren Gründung auf den 1820 geborenen Ludwig Binswanger zurückgeht und die durch aufeinanderfolgende Generationen von Ärzten aus seiner Familie zu einer bedeutenden Heilanstalt ausgebaut wurde. Zur Zeit von Kirchners Aufenthalt leitete Dr. Ludwig Binswanger (II) die Klinik. Der Patient hat ihn porträtiert. In Davos waren es Dr. Lucius Spengler und seine Frau Helene, die sich des Erholungsbedürftigen annahmen. War er in Kreuzlingen in guter Betreuung und Behandlung, im Kontakt mit einer kunstfördernden Umgebung und mit bedeutenden Gesprächspartnern wie *Henry van de Velde* oder *Eberhard Grisebach* erstarkt, so inspirierte ihn in Davos das Erlebnis der Berge. Auf der Stafelalp, *«in den Lärchen»* und auf dem Wildboden schuf er seine grossen und einzigartigen Werke. Dass er damit im nationalsozialistischen Deutschland zur *«entarteten Kunst»* gezählt wurde, war mit ein Grund dafür, dass er 1938 aus dem Leben schied. Albert Schoops Monographie enthält eine Fülle von Einzelheiten aus Kirchners Kreuzlinger Zeit, insbesondere auch ein Verzeichnis der im Thurgau enstandenen Werke. *(Verlag Kornfeld, Bern, 1992.)*

Emil Maurer: «Im Bann der Bilder»

Der Verfasser dieser Essays zur italienischen und französischen Malerei des 15.–19. Jahrhunderts ist emeritierter ordentlicher Professor für Kunstgeschichte an der Universität Zürich. Bekannt

geworden ist er einem grossen Leserkreis durch seine zahlreichen Publikationen, nicht zuletzt durch seine Ausstellungsberichte und Bildbeschreibungen in der *«Neue Zürcher Zeitung»*. Weitaus die meisten der in der vorliegnden Sammlung vereinigten 32 Aufsätze sind in den letzten zehn Jahren in diesem Blatt zuerst veröffentlicht worden, und die meisten beziehen sich auf grosse Ausstellungen in Italien und Frankreich. *«Im Bann der Bilder»* hat *Emil Maurer* als Titel für seine Sammlung gewählt und damit wohl zum Ausdruck gebracht, dass ein Angerührt- und Betroffensein die Voraussetzung auch der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Malerei ist. Er spricht vom «anschaulichen Denken», vielleicht aus der Erfahrung heraus, dass die bildende Kunst zuerst und vor allem mit Augen wahrzunehmen ist. *«Comment parler peinture?»* Die Frage Valérys weist auf ein grundsätzliches Problem, und Emil Maurer selbst sagt es im Vorwort so: *«Originale sind immer irritierend, am meisten für die Kunstgeschichte, die zu viel zu früh vorausweiss.»* Vor den Bildern, deren Irritation er sich aussetzt, sind seine Aufsätze entstanden *(Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 1992)*.

Kirchen ohne Dichter?

Hans Bänziger, emeritierter Professor der Germanistik, befasst sich in seinem arbeitsreichen Ruhestand mit dem Verhältnis von Literatur und institutionalisierter Religion. Ein Ergebnis dieser Studien liegt jetzt vor im ersten Band des Werks *«Kirchen ohne Dichter?»*. Er ist der deutschsprachigen Literatur der Neuzeit gewidmet und geht der Fragestellung in historisch-geographischen Beispielen nach. Denn den Schriftstellern sind ja im allgemeinen die liturgischen Elemente der Religion fremd, jedoch nicht in allen Ländern in gleichem Masse. Drei grosse Kapitel bilden den Kern des Buches, das eine von Gellert bis Eichendorff führend, das zweite von Stifter bis Raabe und das dritte von Hauptmann bis Bernhard. Ein Ausblck in den romanischen und angelsächsischen Literaturraum beschliesst das Buch; sein Verfasser fasst seine Ergebnisse im Rückblick dahin zusammen, dass der Widerstand gegenüber dem Institutionellen und Kultischen der christlichen Religion bei sehr verschiedenartig veranlagten Repräsentanten der Weltliteratur zu beachten ist. Die Gründe für diese «Weigerung», die besonders die bedeutenden und überragenden Autoren kennzeichnet, sind vielgestaltig, haben aber gemeinsam die Abneigung gegen alles Institutionelle, die Hinwendung zum Unwägbaren. Bänziger: «Die Literatur eines Volkes ist ein Spiegel seiner Seele, seiner Leid- und Freuderfahrungen, nur selten, und dann nebenbei, ein Spiegel seiner praktischen Errungenschaften. Man müsste also wohl im Ernst fragen, ob die Kirche je mit der ‹Seele eines Volkes› vieles gemeinsam hatte» *(Francke Verlag, Bern 1992)*.